

Es sind wunderschöne, mutmachende Worte Jesu, die uns heute das Evangelium überliefert. Jesus ist unser Hirte, der uns genau kennt, der um unsere Situation weiß und ständig um uns besorgt ist. Er ist der, der uns ewiges Leben gibt, und das schon jetzt, nicht erst am Ende unseres irdischen Lebens. Dieses Leben kann uns niemand mehr nehmen, denn wir stehen unter seinem besonderen Schutz, und nichts und niemand kann uns seiner Hand entreißen.

Diese Aussagen des Evangeliums stehen und sie gelten.

Diese drei Verse des heutigen Evangeliums haben aber noch eine andere Dimension, die nicht sofort ins Auge fällt. Diese Dimension wird erst sichtbar, wenn der Text ganz gezielt in dem Zusammenhang wahrgenommen wird, in dem er im Johannesevangelium steht.

Wer da nachschaut, der stößt auf eine Auseinandersetzung zwischen Jesus und einigen Besuchern im Jerusalemer Tempels. Dabei geht es um die Rolle Jesu, um seine Messianität, die er bewusst offen lässt, weil sie mit einer Reihe von traditionellen und politischen Erwartungen verbunden ist, die mit seiner Sendung nicht vereinbar sind. Aber Jesus verweist auf die Werke, die er im Namen seines Vaters vollbringt. Doch das überzeugt die Fragenden nicht.

Unmittelbar vor unserem Text wirft Jesus ihnen deshalb vor: „... ihr aber glaubt nicht, weil ihr nicht zu meinen Schafen gehört.“ (V 26)

Und unmittelbar nach dem heutigen Evangelium heißt es dort: „Da hoben die Juden wiederum Steine auf, um ihn zu steinigen.“ (V 31)

Durch diesen Zusammenhang bekommt unser Evangelium plötzlich einen etwas anderen Klang. Denn was isoliert betrachtet zunächst ja ganz schön geklungen hat, wird jetzt zu einer Drohung, wie ja die Reaktion der Angesprochenen unmissverständlich erkennen lässt. Wenn auch der Versuch der Steinigung wohl besonders auf seine letzte Aussage zielt, dass er und der Vater eins sind (vgl. V 30), so lässt er seine Gegner dennoch unmissverständlich verstehen, dass seine so hoffnungsvollen Worte von der Hirtensorge und dem ewigen Leben nicht automatisch für alle gelten. Er vereinnahmt niemanden, der nicht will. Es gibt eben auch Leute, die gehören nicht zu seinen Schafen, die gehören nicht zu denen, für die er als Hirte Verantwortung trägt.

Auch wenn diese bedrohliche Dimension, die sich durch den Hintergrund des Evangeliums eröffnet, uns gar nicht gilt, denn wir gehören ja zu seiner Herde, dann löst dieser Befund dennoch etwas Unbehagen aus. Vielleicht denken wir da an Bekannte, vielleicht sogar an Verwandte, von denen wir wissen, dass ihnen dieser Hirte eigentlich völlig egal ist; sie kennen und hören vielleicht auch seine Stimme, aber es interessiert sie absolut nicht, was er zu sagen hat, geschweige denn, welche Richtung er ihrem Leben geben will.

Hier stoßen wir auf zwei fundamentale Realitäten, die heute weitgehend verdrängt werden.

Das ist zum einen diese grundsätzliche Bedeutung des Glaubens. Wenn der Glaube lediglich etwas Zusätzliches ist, auf das ich bei Bedarf zurückgreife, weil er mir gut tut, dann ist es ganz nett, wenn es ihn gibt; wenn es ihn nicht gibt, dann ist das nicht weiter schlimm; dann greife ich halt zu etwas anderem.

Wenn aber der Glaube, die gelebte Beziehung zu diesem Hirten etwas Lebensnotwendiges ist, dann kann eben niemand ungestraft – nämlich folgenlos – auf ihn verzichten. Doch genau da wittern viele schon eine Provokation, wenn nicht sogar eine Drohung. Dabei ist das lediglich eine von den vielen, einfachen Realitäten. Die Feststellung der Tatsache, dass ich Luft brauche zum Atmen, ist die dann auch eine Drohung?

Damit kommt hier ein Zweites in den Blick, das mit dem Ersten eng verbunden ist: ein erschreckender Realitätsverlust. Es gehört zu den typischen Merkmalen jeder Wohlstandsgesellschaft, dass die Fähigkeit rapide abnimmt, die Wirklichkeit so wahrzunehmen, wie sie tatsächlich ist. Was nicht gefällt, das gibt es einfach nicht. Wir legen z.B. sehr großen Wert darauf, ja alles selber entscheiden und bestimmen zu können; doch die Folgen falscher Entscheidung haben andere zu tragen. So entsteht eine schöne, heile Welt, die aber im Grunde eine Lüge ist, und deshalb auf kurz oder lang immer so enden wird wie alle Scheinwelten. Bei fast allen Problemen, mit denen wir uns heute herumschlagen müssen, ist dies erkennbar: die Unfähigkeit und die strikte Weigerung, Realität wahrzunehmen. Genau daran scheitern dann nicht nur fast alle Lösungsversuche, daraus bekommt auch ein Blick in die Zukunft eine äußerst bedrohliche Farbe.

Hier lohnt sich noch einmal ein kurzer Blick auf das Evangelium. Denn dieses ist ja nicht entstanden in einer heilen Welt, frei von jeglichen Sorgen. Im Gegenteil: Für die noch jungen, christlichen Gemeinden, als eine unbedeutende Minderheit in einer absolut heidnischen Umwelt, für die gab es damals absolut keine rosige Zukunftsaussicht. Was die tagtäglich erleben und erleiden mussten, das ließ ihnen nicht den Hauch einer Chance, den Blick für die Realität zu verlieren.

Exakt in diese bedrohliche Situation hinein überliefert der Evangelist dieses Bild von Jesus als dem Hirten, der für die Seinen sorgt und ihnen ein Leben ermöglicht, dem selbst der Tod nichts mehr anhaben kann.

Das Wissen um einen solchen Hirten, die gelebte Beziehung zu diesem Hirten kann auch bei uns heute überhaupt erst die Bereitschaft entstehen lassen, unsere Realität radikal ehrlich und ungeschönt wahrzunehmen.

Aber es ist eben genau derselbe Hirte, dessen Wort auch uns gerade in düsteren Zeiten gilt: „Sie werden niemals zugrunde gehen und niemand wird sie meiner Hand entreißen.“ (V 28)

Das gibt auch uns heute Hoffnung, das ermöglicht – trotz allem – Gelassenheit und setzt enorme Kräfte frei zum Kämpfen.